



FILM

BUCK

Der deutsche Schauspieler Detlev Buck über seinen neuen Kinofilm, das dunkle Berlin der 1990er-Jahre, Raveparties und sein zweites Leben auf dem Land.

SEITE 40

SPENDE

Die Clooneys engagieren sich im Kampf gegen Hass und Rassismus.

SEITE 40

PRÄMIERT

Morgan Freeman wird im Jänner von der Schauspielergewerkschaft für sein Lebenswerk ausgezeichnet

SEITE 40

Tomaten aus Apulien: Das rote Gold und die Ausgebeuteten

In **Foggia**, dem süditalienischen Zentrum des Tomatenanbaus, schufteten vor allem afrikanische Einwanderer für einen Stundenlohn zwischen drei und vier Euro. Sie wohnen in Ghettos und füllen Kisten – ein System, das eigentlich illegal ist. Davon profitieren nicht nur kriminelle Netzwerke, sondern auch europäische Konsumenten.

VON FRANZISKA TSCHINDERLE

Padrone“ nennt Soleyman (22) seinen Boss, dessen Namen er nicht kennt. Es ist ein italienischer Bauer, der ihn früh morgens um vier aus dem Schlaf reißt, manchmal noch früher. Anrufe dieser Art bedeuten: Es gibt Arbeit!

Im Innenhof einer aufgelassenen Milchfabrik erwachen die Männer auf ihren Matratzen. In der Dämmerung schwärmen sie auf Fahrrädern und Mopeds in alle Richtungen aus. Man sieht sie Wasserflaschen auf den Gepäckträger schnallen und sich Handschuhe über die rauen Hände stülpen. Menschen wie Soleyman haben die Überfahrt nach Europa in Schlepperbooten überlebt. Und jetzt erledigen sie einen Job, den in Italien niemand machen möchte: Tomaten ernten.

Trotz steigender Automatisierung und des Einsatzes von Maschinen auf den Feldern ist die italienische Landwirtschaft auf ausländische Erntearbeiter angewiesen. Um dem Druck der Handelsketten und dem Lohndumping aus China Stand zu halten, greifen Landwirte auf billige Saisonarbeiter zurück. Neben Afrikanern, die über die Mittelmeerroute nach Europa geflüchtet sind, auch auf Bulgaren, Rumänen beziehungsweise Roma und Sinti. Die italienische Bauernvereinigung Coldiretti schätzt, dass allein in Süditalien 120.000 Migranten und Flüchtlinge arbeiten. Die Gewerkschaft Flai-CGIL geht von einer Dunkelziffer aus, die um ein Vielfaches höher ist. Denn allein in Foggia, wo diese Geschichte spielt, sollen es laut CGIL 50.000 Menschen sein.

In Süditalien arbeiten die Saisonarbeiter für einen Stundenlohn zwischen drei und vier Euro, leben in Ghettos am Rande der Städte, umgeben von Feldern, auf denen sie in glühender Hitze Tomaten, Oliven, Peperoni, Melonen und Orangen ernten. Man nennt sie die neuen Sklaven Europas.

Die Männer beklagen, dass sie ihre »Padroni« über Wochen nicht bezahlt haben.

Im August, Hochsaison der Tomatenernte, gehen viele von ihnen aufs Land. Dort, vor allem in Apulien, sind die größten Tomatenplantagen des Landes. Rund zwei Millionen Tonnen Tomaten werden in Foggia jedes Jahr geerntet, der Großteil landet auf europäischen Märkten. Die wichtigsten Abnehmer sind Deutschland, Frankreich und Großbritannien. Bei den Endprodukten handelt es sich um weiterverarbeitete Tomaten, etwa Konserventomaten, Tomatenmark, Ketchup oder Saucen, oft mit Thunfisch. Laut Italiens Statistikamt „Istat“ stammen die meisten Tomaten für die industrielle Verarbeitung aus Apulien und der benachbarten Region Kampanien.

Drei fünfzig statt sieben fünfzig. Landesweit bringt das Einnahmen in Milliardenhöhe ein. Doch nicht alle verdienen mit am „roten Gold Apuliens“. Nur 3,50 Euro bekommt ein Erntehelfer in Foggia für das Befüllen einer Kiste, die 300 Kilogramm fasst. Das italienische Mindestgehalt für diese Form der Arbeit liegt bei 7,50 Euro pro Stunde.

Das Kisten-System ist zwar illegal, aber rentabel. Die Männer arbeiten schnell, legen wenig Pausen ein und trinken unregelmäßig Wasser. Im August stiegen die Temperaturen in Foggia zum Teil auf 45 Grad. Wer hier die Mittagshitze gespürt hat, der weiß, wie gefährlich es sein kann, über Stunden auf freiem Feld zu stehen.

Die Tomaten werden nicht einzeln gepflückt, sondern als Stauden aus der Erde gerissen. Dann schütteln sie die Arbeiter in Körbe aus, die in regelmäßigen Abständen in die 300 Kilogramm-Kiste entleert werden. Die Kiste ist so groß, dass sie von Gabelstaplern auf die Trucks geladen werden muss, die auf Feldwegen direkt zum Acker fahren. Ist der Truck vollgeladen, werden die Arbeiter zu einem neuen Feld gebracht.

Drei Tonnen pro Tag. Auf den dreieckigen Matratzen in den Ghettos rund um die Stadt ruhen sich junge Männer aus Nigeria, Gambia, dem Senegal oder Ghana aus. Sie erzählen, dass sie unter diesen Bedingungen zehn Plastikkisten am Tag gefüllt haben. Das sind 3000 Kilogramm Tomaten. Am Ende des Tages bekommen die wenigsten ihr Geld bar auf die Hand. Die Männer klagen, dass sie ihre „Padroni“ über Wochen nicht bezahlt haben. Wer keine Papiere hat oder unklaren Aufenthaltsstatus, macht sich erpressbar. Dazu kommt die strenge Hierarchie im Ghetto, der sich die Arbeiter fügen müssen. Eleetra Griesi von der Universität Innsbruck, die über Erntehelfer in Apulien forscht, spricht von „Ausbeutungspyramide“.

Ganz oben stehen Supermarktketten und Großhändler, dann kommen die Landwirte, ganz unten sind die Erntehelfer. Dazwischen stehen die so genannten „Caporali“, Mittelsmänner aus den Communities, die den italienischen Bauern billige Arbeitskräfte beschaffen. Sie alle sind voneinander abhängig und möchten sich Eigengewinne sichern. Ganz unten angelangt bleibt nicht mehr viel übrig. Die Anthropologin Griesi betont: „Es sind die ausländischen Erntearbeiter, die bei diesem wirtschaftlichen Prozess alles zu verlieren haben. Sie sind von der Ausbeutung und Exklusion am stärksten betroffen.“

Jetzt regieren die Capos. Früher standen die Caporali selbst auf den Feldern, jetzt haben sich viele hochgearbeitet und verdienen am System mit: 50 Cent



für jede geerntete Kiste und fünf Euro pro Arbeiter für die Fahrt auf die Felder. Die „Capos“ sind die Big Bosses im Ghetto. Sie koordinieren nicht nur den Arbeitsmarkt, sondern auch Drogenhandel, Prostitution, Shops und Bars im Lager. Bei ihnen laufen die Fäden zusammen, für Arbeit, Brot und Vergütungen. „Ohne Capos keine Arbeit“, sagt Raffaele Falcone, Jurist bei der Gewerkschaft Flai-CGIL.

Falcone (28) lenkt seinen Wagen über eine unbefestigte Straße. Das Zentrum Foggias, wo sein Büro liegt, hat er längst hinter sich gelassen. Zehn Kilometer außerhalb, mitten in der Peripherie, dort wo selbst Google Maps

Mit 2000 Bewohnern ist Borgo Mezzanone das größte von acht Ghettos.

keine Straßen mehr anzeigt, beginnt die Produktionskette der italienischen Tomaten. Hier draußen begegnet man nur zwei Sorten von Autos. Eineserits riesigen Trucks, die bis zu vier Reihen Plastikkisten voller Gemüse geladen haben. Andererseits klapprigen, weißen Minivans, in denen sich oft zehn oder mehr dunkelhäutige Männer gezwängt haben. Autos fahren im Ghetto nur die Caporali. Am Horizont, wo die Hitze über dem Asphalt flimmert, erscheint etwas, das auf den ersten Blick wie das Gelände eines Festivals aussieht. Bald sind Laternen, dann kleine quadratische Container, dann schiefe

Holzhütten erkennbar. Früher war hier ein Militärflughafen. Jetzt leben hier die Erntearbeiter, weit weg von der Stadt, wo sie niemand sieht.

Mit 2000 Bewohnern, darunter 150 Frauen, ist Borgo Mezzanone das größte von rund acht Ghettos um Foggia. Während die Männer auf den Feldern arbeiten, verkaufen viele der Frauen ihre Körper. Man sieht sie auf Plastikstühlen entlang der Schnellstraßen sitzen. Zehn Euro zahlen die Arbeiter am Abend in den Bars und Discos des Ghettos für Sex. Auch Italiener gehören zu den Kunden. Die Arbeiter leben in alten Wohnwagen und Pressspanplatten und Plastikplanen zimmern.

Wer schon länger hier ist, hat Platz in einem der Einraumcontainer gefunden, die aus der Zeit des Militärflughafens stammen, und in dem bis zu zehn Männer schlafen. Als „hoch militariert“ beschreibt der Gewerkschafter Falcone die Hierarchie im Ghetto.

Aus diesem System auszusteiigen, ist quasi unmöglich. Soleyman, der junge Senegalese aus der heruntergekommenen Milchfabrik, hat den ersten Schritt geschafft. Er versteht keinem Caporali, sondern arbeitet direkt mit einem italienischen Bauern zusammen. Damit spart er sich jeden Tag etwa zehn Euro. In ein Fahrrad oder Moped zu investieren bedeutet in Foggia, ein kleines Stück Freiheit zu erlangen. Vor Ausbeutung schützen aber auch diese Luxusgüter nicht.

Zurück in den Süden. Falcone sitzt auf einer Couch in der Fabrik, nippt an einem Schwarztee mit Zucker und studiert die Listen, in die die Männer ihr Tagespensum eintragen. Manche Erntehelfer arbeiten sieben Tage in der Woche und schaffen 17 Kisten am Tag. Viele der Männer in der Milchfabrik sprechen Deutsch und sagen „weißte“, weil sie zwei Jahre in München oder Frankfurt gelebt haben. Sie haben die Flucht übers Mittelmeer überlebt, sind in Aufnahmезentren auf Lampedusa und Sizilien festgesehen, haben es nach Deutschland geschafft und werden jetzt, zurück in Italien, als menschliche Erntemaschinen benutzt.

Wenn die Tomatenernte vorbei ist, ziehen sie weiter in den Süden nach Kalabrien, in die Spitze des italienischen Stiefels, um unter denselben Bedingungen Orangen zu ernten. Dort kam es nach einer Reihe von Vorfällen

zu schweren Protesten der dort arbeitenden Migranten. Ein bewaffneter Italiener war 2008 in eine Fabrik eingedrungen, in der Erntehelfer lebten, und erschoss zwei von ihnen. Zwei Jahre später ein ähnlicher Vorfall auf einer Farm. Daraufhin brachen Unruhen aus: 2000 Erntehelfer, die meisten davon aus Ghana und Burkina Faso, demonstrierten vor dem Rathaus. Sie riefen: „Wir sind keine Tiere!“

Heute wird das Thema Ausbeutung öffentlich debattiert, auch in den PR-Abteilungen der Produzenten. Geändert hat sich aber wenig. Italien hat zwar 2016 ein Gesetz verabschiedet, mit dem Caporali und Landwirte mit bis zu acht Jahren bestraft werden können. Doch es gebe zu wenig Kontrollen und Inspektionen auf den Feldern, so Claudio de Martino, der in Foggia unentgeltlich als Strafenanwalt arbeitet.

„Landwirte haben begonnen, ihre Arbeiter mit Scheinverträgen anzustellen, um gewappnet zu sein, wenn eine Razzia durchgeführt wird“, so de Martino. In den Verträgen steht, dass die

In Kalabrien erschoss ein bewaffneter Italiener zwei Erntehelfer.

Arbeiter nur für ein paar Tage aushelfen. In Wirklichkeit arbeiten sie die ganze Saison lang, mehr oder weniger schwarz, auf einem so genannten „grauen Markt“.

Nur zehn Cent bekommt ein Bauer in Foggia für ein Kilo geernteter Tomaten. Im Supermarkt zahlen die Verbraucher aber ein Vielfaches dafür. Daniele Lacovelli, Chef der Gewerkschaft Flai-CGIL, die nicht nur heimische, sondern auch migrantische Arbeitergruppen vertritt, hält sämtliche Gesetze für ineffektiv. Das Hauptproblem seien nicht die fehlenden Kontrollen, sondern, dass die Arbeiter gegenüber den Inspektoren nicht die Wahrheit sagen, aus Angst, ihren Job zu verlieren.

Wie also könnte der erste Schritt in Richtung einer menschenwürdigen Ernte aussehen? Hervé (55) versucht das System im Kleinen auszuhebeln. Seit zehn Jahren lebt der Senegalese in Italien. Den Spitznamen, den ihm sein Großvater nach der Geburt gegeben hat, trägt er bis heute. Sein richtiger Name, der auch auf seiner Visitenkarte steht, ist Faye Papa Latyr. Früher hat

Ein Erntehelfer steht im Tomatenfeld nahe Foggia in Italien.

/// Martin Valentin Fuchs

Hervé als Strandverkäufer an der Adria gearbeitet, später stand er auf Tomatenfeldern. Von Anfang an versuchte er, mit den Caporali zu verhandeln. Doch mehr als fünf Euro pro Kiste war nicht drin. Heute steht Hervé auf dem Flachdach eines weißen Blockhauses und blickt auf 20 Hektar Land, die ihm gehören. Hier kommen Arbeiter unter, die nicht mehr im Ghetto leben wollen. Bereits 220 Afrikaner, darunter vier Familien, leben an diesem Ort, den Hervé „Casa Sankara“ getauft hat, benannt nach Thomas Sankara, dem Freiheitskämpfer und 1987 ermordeten sozialistischen Präsidenten in Burkina Faso.

Dusche und Bett. Hervé nennt das, was hier im Kleinen seinen Anlauf nimmt, eine Revolution, wenn auch eine stille. Sein Konzept: Zuerst müssen die Arbeiter von Foggia in einer menschenwürdigen und sicheren Umgebung leben. Nur so können sie sich langsam vom System der Caporali lösen.

Im Kleinen baut Hervé Hierarchien ab, reduziert die Gewalt und verhindert, dass wenige Starke die Mehrheit kontrollieren. Was aber selbst „Casa Sankara“ nicht verhindern kann, ist, dass auch hier frühmorgens die weißen Minivans der Caporali halten. Mehr als 3,50 Euro pro Kiste lässt sich ebenfalls nicht verdienen. Alles, was Hervé den Pflückern bieten kann, ist: Dusche, Essen und ein Bett, um sich für den nächsten Arbeitseinsatz auszuruhen.

Und das können sie gut brauchen. Denn dieser Sommer war der heißeste, den Italien seit 200 Jahren erlebt hat. //

Behelfsmäßig zusammengezimmerter das Ghetto in Borgo Mezzanone.

/// Martin Valentin Fuchs



Unterwegs

WAS EINEM AUF REISEN SO ALLES ÜBER DEN WEG LÄUFT

Die Waldkarpaten: eine jener Regionen Europas, die vor zu viel touristischem Andrang zu bewahren sind.

VON OLIVER GRIMM

Ganz im Südosten Polens, wo es sich wie ein Dreieck in die Ukraine und die Slowakei zu bohren scheint, befindet sich eine der schönsten Landschaften Europas. Die Waldkarpaten (oder Ostbeskiden) erstrecken sich hier, eine großteils unerschlossene Landschaft aus tiefen Wäldern und Hochweiden, den Poloninas, die sich herrlich bewandern lassen.

Man muss sich diese Gegend vorstellen wie das Voralpenland ohne Zersiedelung. Es ist allerdings nicht so, dass der Besucher hier auf die Annehmlichkeiten des guten Lebens verzichten muss. Man nehme etwa das Landgasthaus Wilcza Jama, an der Landstraße 896 zwischen den Flecken Smolnik und Stuposiany gelegen. Wer dort eingekehrt ist, sich an Wild und dem hervorragenden Bier der Kleinbrauerei Urza Maior gelehrt hat, spazierte den Feldweg empor zur dem Erzengel Michael geweihten griechisch-katholischen Holzkirche aus dem späten 18. Jahrhundert (das junge Bauernpaar nebenan bietet herrlichen Ziegenkäse feil).

Hier beteten die Ruthenen, also die ukrainischen Bauern, ehe der Zweite Weltkrieg die lange köchelnden Spannungen zum Explodieren brachte. Ukrainische Partisanen verübten Mordanschläge auf Polen, die neue Regierung in Warschau schlug mit Zwangsumsiedlungen der Ukrainer zurück. Hunderte orthodoxe Kirchen (auf Polnisch nicht „kościół“, sondern „cerkiew“ genannt, vom griechischen „kyriaké“) brannten ab. Dass man diese Gotteshäuser heute pflegt und auf sie stolz ist, zeigt, dass wir die dunklen Kapitel europäischer Geschichte mit gutem Willen überwinden können. //

oliver.grimm@diepresse.com

Nächste Woche: Karl Gaulhofer

AUF DEM RADAR

Griechenland:
Wertvolle
Artefakte



Antike, wertvolle Gegenstände tauchen an geschichtsträchtigen Orten immer wieder auf. Oft eher zufällig, oft machen sich bestimmte Leute gezielt auf die Suche danach. Auf Kreta hat die griechische Polizei jüngst zwei Deutsche festgenommen: Ihnen wird vorgeworfen, vor der Küste nach archaischen Artefakten getaucht zu haben, wie lokale Medien berichten. Demnach hat die Wasserpolizei bei einer Kontrolle des Segelboots zahlreiche Antiquitäten und Taucherausrüstungen gefunden. In Griechenland ist es, ebenso wie in der Türkei, Ägypten und anderen Ländern, strikt verboten, in antiken Stätten und aus dem Meer archaische Gegenstände, selbst simple Steine, mitzunehmen. Hohe Haftstrafen können die Folge sein. //